

**STEPHAN ABBANELL**

**10 UHR 50,  
GRUNEWALD**



**STEPHAN A BARBANELL**

**10 UHR 50,  
GRUNEWALD**

**ROMAN**

**BLESSING**

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich  
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

- S. 9: Kaléko, Mascha: Sei klug und halte dich an Wunder, dtv 2013.  
Hrsg. Gisela Zoch-Westphal und Eva-Maria Prokop
- S. 78: Höre, Israel! In: Rathenau, Walther: Schriften,  
Berlin Verlag 1965. Hrsg. Arnold Hartung u. a.
- S. 97: Nietzsche, Friedrich: Also, sprach Zarathustra,  
Alfred Kröner Verlag 2014
- S. 167 und 192 ff.: Die Bibel, nach der Übersetzung Martin Luthers,  
Deutsche Bibelgesellschaft 2016
- S. 199: Herzl, Theodor: Der Judenstaat, BoD,  
Books on demand, 2015 (E-Book)
- S. 254: Besuch im Rathenau-Museum. In: Joseph Roth in Berlin,  
Kiepenheuer & Witsch 2010. Hrsg. Michael Bienert

1. Auflage, 2022

Copyright © 2022 by Stephan Abarbanell

Copyright © 2022 by Karl Blessing Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: geviert.com, Christian Otto

Umschlagabbildung: Walther Rathenau, 1917 © akg-images

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Einband: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

978-3-89667-729-7

[www.blessing-verlag.de](http://www.blessing-verlag.de)

Dies ist ein Roman. Mit Ausnahme einiger historisch belegter Personen, die ihren wirklichen Namen tragen, sind die geschilderten Personen, Namen, Episoden und Ereignisse vom Autor erfunden.



*Für Bettina*





So also ist das gewesen.  
– Man frage bitte nicht, was.  
Ich habe die Scherben wieder aufgelesen.  
Aber alle Scherben zusammen  
machen noch immer kein Glas.

MASCHA KALÉKO



1



Er ließ die Hand sinken, der Vorhang fiel zurück. Die Königsallee hinter dem Fenster war still und menschenleer, dichte Wolken hingen über den Baumkronen, kein Fuhrwerk, kein Reiter, kein Automobil war zu sehen. Nur ein dumpfes, metallenes Klingeln drang herein. Die Elektrische am Kurmärkerplatz hatte die Wendeschleife erreicht, war auf ihrem Weg aus dem Grunewald zurück in die Stadt. Vater hätte Typ und Reihenummer der Bahn nennen können.

Sonnabend, 24. Juni 1922, 11 Uhr: *Prüfung der Anwärter für den konsularischen Dienst*, hatte Geitner in den Kalender geschrieben. *Begrüßung durch den Minister*. Sein einziger Pflichttermin an diesem Sonnabend, eine protokollarische Fingerübung.

Er sah die jungen Männer vor sich, im trotz des Sommermorgens von Lampen erleuchteten Saal des Ministeriums in der Wilhelmstraße, beobachtet von den traurigen Augen des Reichspräsidenten Ebert, ihre Kragen steif, das Haar wie in Schellack getaucht, die Körper eingezwängt in ihre neuen Anzüge. Den Vertrag von Versailles unter ihren befleckten Kopfkissen, wollten sie hinaus in die Welt, glaubten an eine Zukunft für dieses Land, das, nach dem

verlorenen Krieg und einer gescheiterten Revolution, fern vom in Straßenkämpfen versinkenden Berlin, im Weimarer Nationaltheater mit einer demokratischen Verfassung neu gegründet, zurück in die Gemeinschaft der Staaten drängte.

Er spürte so etwas wie Mitleid mit den jungen Diplomaten. Oder war es Mitleid mit sich selbst?

Gründe für diese ihm fremde Empfindung hätte er genug gehabt, nachdem der gestrige Tag so etwas wie eine letzte große Demütigung gewesen war. Für ihn, den an Jahren schon lange nicht mehr jungen, erst vor wenigen Monaten ins Amt gelobten Außenminister dieser vielleicht unrettbaren Republik.

Er würde die Rede im Ministerium hinter sich bringen, zurückfahren, schlafen – denn die Nacht war zu kurz gewesen – und den Tag noch einmal neu beginnen, in seinem selbst entworfenen Haus, halb Villa, halb Landpalais, gelegen dort, wo die Stadt endete und der Wald begann. Sein Refugium, das ihn auch heute mit einer Geste stummer Barmherzigkeit aufnehmen würde.

Da war es wieder, das Gefühl, dass etwas zu Ende ging.

Merkel, sein Diener, war noch einmal davongezogen, das Jackett über dem Arm, ins Souterrain, wo er mit Frau und Kind wohnte. Ein loser Faden, ein sich lösender Knopf, der Vorgang hatte im Protokoll seines Inneren keinen Niederschlag gefunden.

Er hasste es zu warten. Warten war gefährlich, ein Hohlraum, in den Bilder und Erinnerungen sich einnisteten.

Lili, sein Gesicht in ihrem gelösten Haar.

Das nächtliche, nie enden wollende Rattern und Surren

der Räder und Riemen in Vaters Werkhalle unter seinem Kinderzimmer.

Der Lavendelduft seiner Mutter, das Knarzen der metallenen Streben ihrer unter spanischer Spitze verborgenen Korsage.

Erichs helle Stimme, er meinte, sie wieder hören zu können.

Das rhythmische Stöhnen des Mädchens Francesca, das ihn rittlings zum Mann machen wollte, ihr rotes Haar über ihm wie ein lodender Dornbusch.

Genug, sagte er sich, rieb sich die Schläfen, als könnte er so seine Gedanken vertreiben. Aber da war der kalte Blick von Hugo Stinnes, seinem Widersacher, Augen wie zwei metallene Murmeln. Vaters Hand, knochig und gelb, die er nicht zu berühren wagte, als sie auf dem Sterbebett nach der seinen tastete. Das Kaddisch, das er leise am Grab zu beten versuchte, bis ihm die Stimme brach. Und das Gesicht von Amos Roth, des jungen Fotografen, der ihn vor wenigen Tagen noch einmal aufgesucht hatte.



Ohne Ankündigung hatte er vor seiner Tür gestanden.

Die Klingel in der Eingangshalle schrillte, es war Abend, die Uhr schlug zehn. Merkel klopfte, steckte den Kopf in sein Arbeitszimmer herein. Wer würde um diese Zeit, ohne vorlaufende schriftliche Eingabe und nachlaufende amtliche Bestätigung durch seinen Sekretär Geitner beim Herrn Minister einzufallen wagen, las er im Blick seines Dieners.

Er werde den Satz noch zu Ende schreiben, sagte er, beugte

sich wieder über das angefangene Memorandum, ahnte jedoch, dass es nur einen gab, der davon ausging, er würde bei ihm auch um diese späte Zeit willkommen sein. Trotz allem, was geschehen war.

Sein Herz begann zu klopfen. Er legte den Stift auf den Tisch, erhob sich, ging protokollarisch gemessenen Schrittes an die Tür, als wäre der Abend durch eine Ordnungshandlung, so unsinnig diese auch sein mochte, zu retten. Protokollschritt, auch so eine Begriffsscheußlichkeit, dachte er auf dem Weg zur Tür, wie all die neuen Wörter in der ungeschriebenen Hausordnung des Ministeriums und seiner Verwaltung. Worte, die sich, wenn er nicht achtgab, auch in seiner bislang so gemessenen, nur ihm eigenen Sprache festzusetzen versuchten.

Da stand er, Amos Roth, das dunkle Haar zerzaust wie immer, die abgetragene Lederjacke nass vom Regen, neben ihm sein Kamerakoffer, in der einen Hand einen Umschlag, über den er mit der anderen schützend seine abgetragene Mütze hielt.

»Ein kleiner Nachtrag«, sagte er. »Damit Sie selber sehen, dass es so war, wie es war.«

Lächelnd streckte er die Hand aus und hielt ihm den Umschlag hin.

Er nahm ihn, wendete ihn hin und her, blickte prüfend in den Himmel.

»Sehen Sie ruhig hinein.«

»Später, der Regen.«

»Vielleicht gefällt es Ihnen ja. Eine Momentaufnahme, in den Konturen nicht ganz scharf. Aber manchmal liegt in einem einzigen Moment die ganze Welt. Dann muss man ihn festhalten.«



Habe ich das gesagt oder Sie?, wollte er den Fotografen fragen. Doch der kam ihm zuvor.

»Sie sehen, manche Ihrer Weisheiten habe ich mir geschnappt, jetzt klingen sie wie meine eigenen. Nur nicht so schön.«

Er lächelte erneut, keiner konnte das so wie er. Wie ein Sommermorgen, hatte er einmal zum ihm gesagt, so sehr hatte er sich für einen Moment vergessen.

Der Fotograf setzte die Mütze auf, nur noch Nase und Mund waren zu sehen, und der eine, leicht abgeschlagene Vorderzahn, diese köstliche Störung.

»Die Nacht ruft«, sagte der Fotograf, packte den Kamerakoffer, hob den Riemen über die Schulter.

»Sie ziehen wieder los für diese Illustrierten?«

»Sagen wir besser, immer noch. Aber das ist jetzt bald vorbei, dann arbeite ich nur noch für die Freiheit. Ich denke, das wird mir besser gefallen.«

Amos Roth lachte und schob die Mütze in die Stirn. Dieses muffige, fleckige, wunderschöne Stück Filz, das er ihm einmal, es war erst wenige Tage her, ungefragt auf den Kopf geschoben hatte, damit man ihn in der Menge nicht erkannte.

»Leben Sie wohl, Walther«, sagte er.

Der Satz versetzte ihm einen Stich. Sollte er ihn so einfach davonziehen lassen? Ohne ein weiteres Wort? Längst hatte er begriffen, dass er den jungen Fotografen nicht würde halten können, dass sie die Zukunft der Juden in Deutschland nur von zwei gänzlich unterschiedlichen Enden aus denken konnten, sie in dieser Sache, die ihnen beiden keine Ruhe ließ, nie zueinanderfinden würden. Amos Roth wollte nach Palästina, als Jude unter Juden ein neues Leben beginnen. Er selbst wollte ein Deutschland, das ihn und

alle anderen seines Stammes ohne Bedrückung und Beschränkung in seiner Mitte aufnehmen würde, zum Wohl des Ganzen – und wenn er irgendwann der Letzte sein würde, der an diesen Auftrag glaubte. Auch deswegen war er dem Ruf ins Amt gefolgt. War sein Weg nach oben nicht der beste Beweis dafür, dass es auch der richtige war?

»Wann brechen Sie auf?«, hörte er sich sagen, als machte sich der junge Mann für eine Kreuzfahrt bereit, diese neuen, allein dem Vergnügen und der Neugier dienenden, letztlich ziellosen Schiffspassagen.

»Kommende Woche kehre ich Berlin mein Hinterteil zu. In Genua wartet ein großer kleiner Dampfer auf mich. Wenn der nicht kentert oder ein britisches Militärschiff uns aufbringt, bin ich in ein paar Tagen in Jaffa.«

Auch das Wort »Genua« versetzte ihm einen Stich. Erst vor wenigen Wochen war er von dort zurückgekehrt, geschlagen und politisch an einem Scheideweg angelangt, eine Erkenntnis, die ihm nun den Schlaf raubte.

Nach wenigen Schritten wandte sich Amos Roth noch einmal zu ihm um.

»Kommen Sie mit?«

Ja, wollte er sagen. Stattdessen sagte er: »Mal sehen.« Er rang sich ein Lächeln ab, hob die Hand wie zum Gruß, ließ sie wieder sinken und wandte sich um.

Erst vor dem Schlafengehen hatte er das Foto aus dem Umschlag genommen, betrachtet und wieder hineingeschoben. Er sah einen Mann, den Mund weit aufgerissen wie zu einem Schrei; im Anschnitt die Außenwand einer Berg- und Talbahn, über dem Mann nichts als ein von Wolken gefleckter Himmel. War das auf dem Bild wirklich er?

Hugo Geitner, sein Privatsekretär, hatte vor seinem Schreibtisch gestanden, nur wenige Tage nachdem er im Mai von der großen Konferenz zurückgekehrt war. Im Januar war er Minister geworden, Geitner war ihm geblieben. Dessen Briefe, in seinem Namen entworfen und abgefasst, kamen ihm oft vor, als hätte er sie selbst geschrieben. Mit Leichtigkeit beherrschte sein Sekretär alle seine Tonlagen, Sottise und Anekdote, Gedankenrausch und faktengebundenes Argument, stets in dem Ton verfasst, den er einst als warmherzige Strenge bezeichnet hatte. Dabei kein Wort zu viel, keines zu wenig. Wie viele seiner Bücher hatte er dem Vertrauten in langen Nächten in die Feder diktiert, bis aus den ägyptisch anmutenden Stenografiezeichen aufrechte lateinische Lettern wurden.

Block und Stift in der einen Hand, in der anderen den in Leder eingeschlagenen Kalender mit dem Monogramm W.R., den Scheitel wie mit dem Lineal gezogen, als gäbe es zwischen Amt und Aussehen eine feine, zu wahrende Symmetrie, begann sein Privatsekretär ohne Aufforderung mit seinem Anliegen.

Er hatte es sofort verstanden.

»Ein Fotoportrait, für die Nachwelt? Ist das nicht ein wenig früh, lieber Geitner, die Unterschrift unter meiner Berufungsurkunde ist ja noch nicht einmal trocken.«

Geitner ließ nicht locker.

»Es geht mir vor allem um die Presse und um die Zerrbilder des Ministers, die dort zu sehen sind, diesen müssen wir etwas entgegensetzen. Gerade jetzt, wo nach Ihrer Rückkehr aus Genua, vor allem aber Rapallo, die Wellen noch einmal mehr hochschlagen.«

»Und Sie wollen sie nun aufhalten. Mit einem Bild.«

Sein Sekretär verzog keine Miene.

»Ich kann und will dem nicht tatenlos zusehen. Jeden Tag neue Verleumdungen. Sie sehen doch selbst, was man aus Ihnen macht.«

»Was schwebt Ihnen vor?«

»Wir benötigen ein offizielles Bild des Ministers, für alle Zeitungen verbindlich. Nach unseren Vorstellungen gestaltet. Gut ausgeleuchtet, angemessen in Szene gesetzt. Für die vor uns liegende Zeit ein für allemal gültig.«

Er musste lachen, sobald sein Sekretär geendet hatte.

»Punkt, Geitner. Falls es in Ihrer Torpedoschrift so etwas gibt. Sie überschätzen unsere Macht und unseren Einfluss. Die Presse macht ohnehin, was sie will. Das ist im Übrigen ihr gutes Recht. Da heißt es für uns nur: Augen zu und durch. Ein Bild wird uns da nicht retten.«

Er kannte Geitners Blick, sein Sekretär hatte den Auftrag längst erteilt.

»Haben Sie ...«

»Ja.«

»Perscheid am Kurfürstendamm?«

»Hat bereits zugesagt. Er wird am Mittwoch zu uns ins Haus kommen. Eine gute halbe Stunde wird die Sache dauern, nicht länger.«

Für einen Moment war er bereit, sich damit abzufinden. Es war ein kurzer Moment. Er wunderte sich über sich selbst, als er sagte:

»Ich willige ein. Ein Portrait, nach unseren Vorstellungen, wie Sie gesagt haben.«

Geitner sah ihn abwartend an.

»Allerdings: Wir nehmen einen anderen, einen jüngeren.«  
Geitner trat einen Schritt zurück.

»Ich fürchte, das wird nicht möglich sein. Perscheid wird sich auf meine Zusage berufen.«

»Fahren Sie hin, grüßen Sie ihn von mir mit der nötigen Ehrerbietung, sagen Sie ihm, er hat bei uns einen gut, oder zahlen Sie den Storno. Denke aber nicht, dass ein Mann wie er sich zu diesem Trinkgeld herablassen wird.«

Wie hieß noch gleich der junge Fotograf? Vor vielen Jahren hatte er ihn getroffen und dann wieder vergessen. In den vergangenen Wochen jedoch hatte er immer wieder Bilder von ihm gesehen, in den Zeitungen und Illustrierten. Keine Portraits. Allenfalls die von Toten in den dunklen Winkeln der Stadt. Diese Bilder hatten ihn nicht losgelassen. Jetzt fiel es ihm wieder ein.

»Amos Roth«, sagte er. »Fragen Sie bei Ullstein nach, die werden wissen, wo er zu finden ist.«



Noch immer war der Diener nicht zurück. Er trat vor den Spiegel, betastete den schütter gewordenen Haarkranz, die wenigen verbliebenen Bataillone, von Merkel für einen weiteren Tag aufpoliert. Sein Kopf war ohne Frage imposant; »afrikanisch«, hatte mal jemand zu ihm gesagt. Er war von großem Wuchs, der Teint, so Mutter, zeuge von ihrer – in jungen Jahren noch mit Stolz erwähnten – südlichen, sephardischen Herkunft. Die Furchen und Falten in seinem Gesicht hingegen waren eine Erwerbung der vergangenen Wochen, der Fußabtritt des Amtes, so hatte er es dem Diener gegenüber einmal ausgedrückt.

Meine Herren, hörte er sich sagen, um die Stimme für den Auftritt im Ministerium geschmeidig zu machen und

um sich irgendwie zu beschäftigen. Seine Tonlage war noch immer ein Tiefen auslotender Bass.

Plötzlich kam es ihm seltsam vor, seine eigene Stimme zu hören. Wieder war da der Gedanke, anders zu sein als alle anderen, er ließ ihn seit seiner Kindheit nicht los. Jeder Mensch war anders, hatte er sich stets gesagt und zugleich gewusst, dass diese Antwort nicht genügte. Vielleicht gab es Menschen, die waren anders anders, nicht nur die Genies, Bach, Beethoven, Kant oder große Politiker, wie Bismarck und Benjamin Disraeli.

Auch er war anders anders.



Vater hatte ihn und alle anderen an der für das Abendessen vorbereiteten Tafel platzieren wollen. Es war ansonsten ein von Nüchternheit und Eile getragener Ritus im Kreis der Familie, an diesem Tag jedoch hatte Vater eine Skizze des Tisches in der Hand, auf der Namen vermerkt waren. Vater schien nervös, korrigierte immer wieder deren Anordnung.

Der Tisch war an diesem frühen Abend gedeckt wie zu einem Fest. Silberleuchter, die er nie zuvor gesehen hatte, standen auf einem ebenso weißen wie steifen Tischtuch Spalier, das Silberbesteck war aus Vaters Elternhaus im Tiergarten von einem livrierten Diener extra in die von Ruß und Staub bedeckte Chausseestraße gebracht worden, wo Tag und Nacht die Metallgießereien und kleinen Werkstätten ächzten. Es war abgezählt, und der Diener bekam eine Quittung dafür, dass man es erhalten hatte.

Ihn, den älteren Sohn, er war keine vierzehn, wollte Vater zur Rechten seines Gastes aus dem fernen Amerika

sehen; Erich, den jüngeren, und Mutter diesem gegenüber. Edith, seine Schwester, war noch nicht geboren.

Der hohe Besuch kam herein, sein Name klang wie der eines Helden aus einem seiner zahllosen, vom Vater mit Argwohn betrachteten Abenteuerromane: Thomas Alva Edison.

Vater hatte dem amerikanischen Erfinder nach jahrelangem Reisen von Land zu Land, von Messe zu Messe und der unentwegten Suche nach einer neuen Geschäftsidee schließlich – hätte es in Vaters Universum einen Gott gegeben, er hätte von einem göttlichen Ratschluss gesprochen – auf der Weltausstellung in Paris das Patent für die Glühbirne abgekauft. Kein anderer wollte dieses von den meisten belächelte, mit Elektrizität und nicht mit Gas zu betreibende, für den Alltagsgebrauch untaugliche Produkt haben. Niemand sah sein Potenzial und seine Zukunft. Für Vater, er hatte es sofort erkannt, war dieses kleine Ding so etwas wie das Ei des Columbus. Und die Verheißung eines Geschäfts, nach dem er so lange gesucht hatte.

An diesem Abend sollte es um weitere Projekte und Vereinbarungen mit Edison gehen, oder besser die Vorbereitung von Vereinbarungen, sollte doch aus Vaters kleiner Deutscher Edison Gesellschaft alsbald die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft werden, gemäß Vaters Sachlichkeit im Berliner Handelsregister dann schlicht als AEG eingetragen.

Es wurde an nichts gespart: Forelle, Fasanenbrust, Püree, buntes Gemüse, Chablis und eine große Torte wurden von weißen Handschuhen serviert. Das Besteck funkelte, die Kerzen leuchteten.

Nach dem Dessert – Mutter hatte Gespräch und Stimmung in ihrem einfachen, etwas steifen Englisch von der

tastenden Schwere, die von ihrem Mann ausging, in ein Kunst, Kultur und Erziehung streifendes Gespräch gehoben – fragte sie schließlich den Gast, was er, der Weitgereiste, von ihren beiden Söhnen halte.

Edison sah ohne Erstaunen auf, fixierte Erich. Die Antwort kam ohne längeres Nachdenken. Dieser werde ein Techniker werden, ein großer, wie sein Vater, sagte er, hob das Glas und hielt es in die Runde.

Dann lehnte Edison sich zurück und sah ihn an, wie ein Präparat aus der Vitrine im Biologiesaal seiner Schule kam er sich vor. Er zögerte kurz, dann sagte Edison den Satz, den er seither nicht mehr vergessen konnte:

»He knows things I have no idea of.«



Noch in der Nacht, auf der Fahrt nach Hause, die ersten Vögel im Tiergarten begannen sich bereits zu regen, hatte er überlegt, den heutigen Termin im Amt abzusagen. Er war erschöpft, der gestrige Tag im Parlament hatte einer Hinrichtung geglichen.

Karl Helfferich, Wortführer der rechten Opposition, wollte ihn im Plenum erneut aufs Schafott zerren. Über zwei Stunden dauerte die Rede des Vertreters der Deutschenationalen Volkspartei. Er selbst hatte am Tag zuvor gesprochen, gestern hatte er kein Rederecht mehr. Also hieß es aussitzen, durchhalten, ertragen.

Er habe sein Land und alle Deutschen verraten, tönte Helfferich, ruiniere es, seine Politik der Annäherung an die Siegermächte, der Erfüllung und Verständigung sei ein Ausverkauf deutscher Interessen. Eine Schande. Ein Weg



in Elend und Abgrund. Der Vertrag mit Lenins Russland, den er am Rande der Konferenz von Genua hinter dem Rücken des Parlaments in Rapallo unterschrieben habe, ein Offenbarungseid.

Helfferrich ließ Zahlenkolonnen aufmarschieren wie Soldaten, jede rhetorische Pause ein Nachladen, jedes Wort ein Schuss, jeder Satz ein Treffer. Seine Anschuldigungen waren maßlos, doch nicht ohne Wiederhall. Beifall, anhaltend, würden die vor Fleiß fliegenden Hände der Parlamentsstenografen im Protokoll der Sitzung festgehalten haben. Nicht nur einmal.

Er musste die Augen schließen, um der Rede weiter folgen zu können. Er spürte Helfferrichs kalten Blick, hörte wie durch einen Schleier den letzten Satz, den dieser an die Abgeordneten des nationalen Blocks richtete: Und wir verlangen nicht nur das Wort – wir verlangen auch die Tat.

Im Anschluss hatte er, zunächst allein, den amerikanischen Botschafter Alanson Houghton in dessen Residenz aufgesucht, um mit ihm zu Abend zu essen. Vielleicht konnte Houghton Präsident Wilsons Nachfolger Warren G. Harding erweichen, bei den Franzosen und den Engländern auf eine Minderung der Reparationsforderungen zu dringen. Die Amerikaner hatten den Vertrag von Versailles als eines von wenigen Ländern nicht unterschrieben.

War doch in Versailles nach dem Krieg die Auflage der Reparationspflichten Deutschlands festgelegt worden, nicht aber Höhe, Dauer und Art der zu leistenden Zahlungen. Diese Unbestimmtheit gab zum einen Anlass